

glotzi Verlag



Herausgegeben mit Vorbemerkung
von Lothar Glotzbach

Ernst Erich Noth
Erinnerungen
eines Deutschen

ERSTES BUCH
DIE DEUTSCHEN JAHRE



2024
Raversbeuren im Hunsrück

Die Erstausgabe der »Erinnerungen eines Deutschen«, Erstes Buch: Die deutschen Jahre, ist in französischer Übersetzung unter dem Titel »Mémoires d'un allemand«, Livre premier: Les années allemandes, bei Julliard in Paris 1970 erschienen.

Die deutsche Erstausgabe folgte 1971 im Claassen Verlag in Hamburg/Düsseldorf unter dem Titel »Erinnerungen eines Deutschen«, Erstes Buch: Die deutschen Jahre.

2009 publizierte der glotzi Verlag erstmals eine ungekürzte Ausgabe der deutschen Jahre nach dem Original-Manuskript des Autors.

Die vorliegende Neuauflage folgt unverändert der Ausgabe von 2009.

2. unveränderte Auflage
ergänzt um das Personenregister

© 2024 by glotzi Verlag, Raversbeuren im Hunsrück

www.glotzi-Verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-935333-26-9

VORBEMERKUNG

Es liegt so weit zurück und ist doch nah, nicht nur in Film und Fernsehen: Erster Weltkrieg, Inflation, Weltwirtschaftskrise, Hitlers Machtergreifung, Drittes Reich, Zweiter Weltkrieg, die Jahre nach 1945 — Deutsche Geschichte reflektiert von einem Schriftsteller und Literaturhistoriker, der sie miterlebt und erlitten hat.

Ernst Erich Noth schrieb sein Memoirenwerk in den 1960er Jahren. Die Erstausgabe erschien in französischer Übersetzung bei Julliard in Paris. In Frankreich war der deutsche Schriftsteller bekannt und sein Werk anerkannt: in Deutschland vergessen und sein Werk verbrannt. Nach beinahe vierzig Jahren erschien zum ersten Mal wieder ein Werk von Ernst Erich Noth in einem deutschen Verlag: der Claassen Verlag in Hamburg brachte die »Erinnerungen eines Deutschen« 1971 als deutsche Erstausgabe heraus.

Im Abgleich mit dem nachgelassenen Manuskript des Autors sind beide Ausgaben gekürzt, in besonderem Maße aber die deutsche Ausgabe. Wie die Korrespondenz des Autors mit dem Claassen Verlag erhellt, gründeten sich die Zusammenstreichungen in der Maxime: »Der Leser verlangt heute eine möglichst geraffte Lektüre, ein anschauliches übersichtliches Buch.« Und mit Rücksichtnahme auf das gesellschaftliche politische Klima der 1970er Jahre mußten dem Buch »gewisse Schärfen«, sowohl des Urteils als auch der Sprachkunst, genommen werden.

Das gekürzte, um vermeintliche Problemstellen bereinigte und somit in gestraffter Form angebotene Buch bot nun den gewünschten flotten Lesegenuß. Daß dadurch der authentische Schreibstil des Autors gelitten hat und zum Teil zerstört worden ist, verwundert kaum und stellt in dem Gesamtzusammenhang der Abänderungen dennoch nur

eine Marginalie dar. Der Autor stimmte seinerzeit allen Änderungen zu, sogar »... daß diese Kürzungen, Straffungen und gelegentlichen Neuformulierungen durchaus leserwirksam sein dürften.«

Zum 100. Geburtstag von Ernst Erich Noth liegen nun zum ersten Mal »Die deutschen Jahre« von den »Erinnerungen eines Deutschen« in der integralen Fassung nach dem Originalmanuskript vor. Die vorliegende Ausgabe beinhaltet alle 1971 gestrichenen Textpassagen und macht durch den rekonstruierten Satzaufbau den authentischen Schreibstil des Autors über die vollständige Ausgabe hinweg sichtbar und erfahrbar.

Neben Komplexität, Schärfe, Sprachwitz in der Themenbehandlung und gedanklichem Tiefgang ist der Autor in einigen Passagen durchaus auch weitschweifig in der Abarbeitung gewählter Metaphern, was dennoch ein Lesevergnügen in sich birgt, falls man deutsche Sprachkunst noch zu goutieren vermag. Ernst Erich Noth schreibt und urteilt über seine gelebte und erlebte Zeit. Soweit wir unsere Geschichte pflegen und Erhaltenswertes tradieren wollen, sind die »Erinnerungen eines Deutschen« eine kenntnisreiche und geistig bildende Lektüre, geschrieben von einem deutschen Schriftsteller, der aus Deutschland in die Welt verschlagen wurde und als Weltbürger zurückkam.

Lothar Glotzbach

ERSTES BUCH
DIE DEUTSCHEN JAHRE

1. KAPITEL

Berlin — Eltern und Herkunft — »Jugendliche Straßengangs« — Schrebergärten und Hinterhöfe — Brandenburg und Mecklenburg — Berliner Mietskasernen

Das Berlin, in dem ich aufwuchs, gibt es nicht mehr. Dabei ist der Stadtteil meiner Kindheit nicht einmal hinter der Mauer versunken. Es hat noch ganz andere Ausradierungen gegeben. Der Wiederaufbau hat die Spuren der Vergangenheit nachhaltiger verwischt, als die Bomben es zu tun vermochten. Die Trümmerfrauen haben ganze Arbeit getan, und die Dollarspritze hat mit dem Neuwuchs den Auswuchs gefördert. Der Frieden hat alle deutschen Großstädte gründlicher umgekrempelt als der Krieg. Auch Berlin ist nicht Berlin geblieben. Das singt man nur noch so, weil es auf der Propagandawalze gut klingt. Und um sich Mut zu machen, obwohl man ihn hat. Man hat dort nie genug Mut haben können.

Die Mietskaserne, die mein Heim und mein Kerker war, steht allerdings immer noch. Sogar die Bomben haben ihr nichts anhaben können. Sie ist genauso verwahrlost und finster wie damals, und natürlich noch baufälliger. Das Wirtschaftswunder ist ebenso gleichgültig an ihr vorübergegangen, wie der Luftkrieg über sie hingebraust war. Die neureichen Hochhäuser, in deren Schatten sie ihre kümmerliche Existenz fristet, sehen verächtlich auf sie herab. Lange wird sie sich unter diesen Herrschaften nicht halten können. Die Zähigkeit ihres Überlebens verdient jedenfalls Respekt. Ich weiß längst, was dazu gehört, in dieser Welt unter menschenunwürdigen Umständen menschenwürdig weiterzuleben, »wissend, daß sie zerfällt« — wie ein großer Berliner Dichter es wußte: der Mietskasernenarzt Gottfried Benn.

Diese Mietskaserne war die Hauptperson meines Erstlingsromans, der ihren Namen trägt. Ich brauche also nicht eingehend bei ihr zu verweilen. Es hat mich stets aus ihr herausgedrängt; ich bin ihr nie wirklich entronnen. Mein Buch hat es nicht gut mit ihr gemeint: es wollte sie abreißen. Sie steht noch immer und beschämt den Ausreißer. Was ich vor vierzig Jahren über sie schrieb, war leider gültig. Und das Selbsterlebte in meinem Bericht war durchsichtig genug. Außerdem habe ich es damals mit der »Neuen Sachlichkeit« gehalten und es auf Kosten der Kunst mit den Einzelheiten sehr genau genommen. Das Buch ist längst verschollen. Es wäre auch ohne Verbrennen und Verbot in Vergessenheit geraten.

Dennoch bleibt einiges nachzutragen. Gewisse Dinge, die man sich damals selbst in romanhafter Verkleidung zu schreiben scheute oder aus Mangel an Sicht und Einsicht noch nicht sagen konnte. In der Rückschau des Sechzigers spiegeln sich selbst die trübsten Erfahrungen in einem milderen und versöhnlicheren Licht. Die Jahrzehnte wirken als Filter. Junge Autoren sind selten aus Mitleid wissend. Sie nehmen sich selber viel zu wichtig und schreien oder schreiben nur ihr eigenes Leid aus sich heraus. Auch sind sie der Hilflosigkeit jener Menschen, die ihrer Entwicklung hemmend oder versagend im Wege zu stehen scheinen und es oft besser meinen, als sie es verwirklichen können, keineswegs eingedenk. So gibt es in dieser Art von Erstlingswerken immer mehr Vätermord als Kindesliebe.

Mein Adoptivvater war Musiker, meine Mutter die Tochter eines Straßenbahnschaffners. Meinen leiblichen Vater habe ich nicht gekannt. Sein Name, der wirklich nichts zur Sache tut, ist mir geläufig. Er mag sich später einige Gedanken gemacht haben, wen und was er da in die Welt gesetzt hatte; denn es sollte ihm einmal ziemlich dröhnend in die Ohren gellen, daß aus diesem Jungen

nicht gerade die vorbildlichste Verkörperung von Preußens Gloria geworden war, zu der sein Geschlecht sich zählte, in welchem Schwängerung und Sitzenlassen eines jungen Mädchens aus niederem Stande keineswegs als Verstoß gegen Anstandsregeln und Ehrbegriffe galten. Der Musiker hat mir seinen Namen gegeben; und ich wäre trotz seines jähzornigen Wesens froh gewesen, hätte ich mich für immer im Glauben wiegen dürfen, sein ältester Sohn zu sein; aber als ich etwa zwölf Jahre alt war, brüllte er mir im Rausch die Wahrheit ins Gesicht. Meine Mutter war dabei, und weil sie bei der brutalen Enthüllung entsetzt aufweinte, kriegte sie eine Extratracht Prügel. Ich gelobte damals, diese vielfach heimzuzahlen; glücklicherweise ist es nie dazu gekommen. Wieviel Dank ich diesem Manne schulde, der sich mit meiner Legitimierung mehr auf seine Schultern geladen hatte, als er tragen konnte, ist mir erst viel später und, wie es meistens so geht, an eigenem Leibe klargeworden.

Ich hatte eine Schwester und zwei Brüder. In der Amtssprache würde man wohl von Halbgeschwistern reden. In der Stimme unserer Herzen nahmen wir einander für »voll«, im Guten und im Bösen. Die Schwester ist bei einem Bombenangriff auf Berlin ums Leben gekommen, der älteste meiner jüngeren Brüder vor Stalingrad gefallen. Der jüngste war lange Jahre in russischer Kriegsgefangenschaft und ist, wie sein Vater, Musiker geworden. Das erfuhr ich alles erst viele Jahre nach Ende des Krieges. Ich hatte meine Angehörigen seit dem Tode meiner Mutter im Sommer 1929 nicht mehr gesehen. Als die Schwester umkam und der Bruder fiel, leitete ich die deutschsprachigen Kurzwellensendungen der *National Broadcasting Company* in New York. Es ist durchaus möglich, daß ich die Meldungen über diesen Luftangriff auf die deutsche Hauptstadt und die betreffende Kampfhandlung bei Stalingrad selber geschrieben oder gar gesprochen habe. Es

war Krieg, und ich stand auf der anderen Seite. Vor dem Mikrofon siegte es sich leicht, und Hitler mußte vernichtet werden. Im Ersten Weltkrieg, als der Stiefvater als Matrose auf See diente und die Mutter in einer Munitionsfabrik schuftete, hatte ich, selber noch blutjung, an Schwester und Bruder Elternstelle vertreten.

Während meiner frühesten Kindheitsjahre war Mariendorf noch eine selbständige Gemeinde. Wie viele andere Vororte ähnlicher Größe und Lage ist es erst später durch einen verwaltungstechnischen Bindestrich mit Berlin verknüpft worden, das sich dann Groß-Berlin nannte, obwohl es auch ohne diese Erweiterung seines Weichbildes schon längst Großstadt gewesen war. Die Eingemeindung der neugewonnenen Stadtteile stellte jedoch keine Verschmelzung im Sinne einer charakterslöschenden Gleichschaltung dar. Wie die meisten Großstädte der Welt (wenn man sie intimer kennt), besteht auch Berlin in Wirklichkeit aus Hunderten von Dörfern. Jeder Stadtteil, ja jedes Gefüge von Straßenzügen — dem Uneingeweihten oder dem ungeschulten Auge nicht ohne weiteres als eigenständige Einheit erkennbar — bewahrt sein eigenes Gesicht, seine heimliche Identität. Jeder kennt da jeden. Man ist gern unter sich, obwohl niemand auf den Gedanken käme, dadurch provinzierlich zu sein: man bildet sich eher das Gegenteil ein. In dieser Stadt der Zugereisten hat die versteckte Eigenbrötlerei nicht das geringste mit landsmannschaftlicher Gruppenspaltung zu tun. Selbstgewählte Großstadtghettos rassischer oder nationaler Artung habe ich nur in New York angetroffen.

Die »Unter uns«-Mentalität des Dorf-Berliners kann mitunter auch aggressive Formen annehmen. Während meiner frühen Schuljahre, insbesondere während der Kriegszeit, als wir uns selbstüberlassen und unbeaufsichtigt heranwuchsen, lieferten sich die jugendlichen Banden verschiedener Stadtteile regelrechte Territorial-

schlachten, mit Einfällen ins Feindesgebiet, die nach dem Muster des großen Vorbildes bald zu einem Stellungskrieg erstarrten; und innerhalb des gleichen Stadtviertels herrschte Kriegszustand zwischen Straße und Straße, wobei es oft — wiederum nach dem großen Vorbild — zu vorübergehenden oder länger dauernden Schutz- und Trutzbündnissen kam. Diese Schlägerbanden führten ihre eigenen Farben oder Zeichen im plump entworfenen Wappen; und die Namen, die sie sich gaben, verrieten einen ausgesprochenen Lokalstolz. Sie nannten sich nach Häuserblöcken, Straßen oder Gegenden, oder wenigstens nach deren Spitznamen. Der gefürchtetste Trupp in Mariendorf hieß »Zickenende«, wie sich, aus mir heute noch unerfindlichen Gründen, der südliche Teil der Chausseestraße nannte. Die »feindlichen« Gegner sollten wissen, wer ihnen die Köpfe blutig geschlagen hatte. Wir wußten jedesmal, wer uns verdroschen hatte: ungefähr alle. Die Richterstraße war sehr klein, was uns zu Prügelknaben aller stärkeren Banden machte. Schutzbündelei half da nicht viel; sie führte nur zu einem demütigenden Vasallentum. So neu ist die Sache mit den jugendlichen Straßengangs also nun wieder nicht, wie heutige Soziologen und Sozialpsychologen dies Phänomen hinzustellen belieben. Und offenbar kann man dies Bandenwesen auch nicht nur der Füllhorn-Gesellschaft der zeitgenössischen Wirtschaftswunderländer in die Schuhe schieben. Unsere Wirtschaft war damals eine Kriegswirtschaft, und so wunderbar karg, daß die meisten von uns nicht einmal Schuhe hatten — nicht einmal die kriegsübliche Ausführung aus Segeltuch mit Holzsohlen.

Natürlich stand die Mietskaserne nicht in einem wirklichen Dorf. Solche Paradoxe gibt es nicht einmal in Berlin. Die Fabrikschlote von Daimler und Stock hatten schon längst eine Industrielandschaft geschaffen. Aber der ursprüngliche dörfliche Charakter lebte hartnäckig weiter.

Inhaltsverzeichnis

VORBEMERKUNG · · · · ·	5
1. KAPITEL · · · · · <i>Berlin — Eltern und Herkunft — »Jugendliche Straßengangs« — Schrebergärten und Hinterhöfe — Brandenburg und Mecklenburg — Berliner Mietskasernen</i>	9
2. KAPITEL · · · · · <i>Der proletarische »Freischüler« — Lehrer und Schulkameraden — Auf Abwegen — Ein Retter</i>	34
3. KAPITEL · · · · · <i>»Erziehung« durch das Leben — Schmöker und Bücher — »Mietskasernenromantik«: Arno Holz — Heinrich Zille — un sin Milljöh« — Expressionismus und Ekstase</i>	65
4. KAPITEL · · · · · <i>Ausreißversuch — Der »Jungdeutsche Orden« — Bier und Mädchen</i>	95
5. KAPITEL · · · · · <i>Die »Steglitzer Schülertragödie« — Acht Monate Untersuchungshaft — Der Krantz-Prozeß — Ein großer Verteidiger: Dr. Dr. Erich Frey</i>	119
6. KAPITEL · · · · · <i>Magnus Hirschfeld — Max Hodann — Johannes R. Becher — Ernst Goldbeck — Walter Hammer und die Jugendbewegung — Peter Martin Lampel — In Fürstenwalde bei den Stolls — Heinrich Pëus</i>	155
7. KAPITEL · · · · · <i>Die Odenwaldschule — Väter und Söhne: Klaus Barlach und der Schatten von Klaus Mann — Kameraden — Felix Hartlaub — Die Käte-Kruse-Kinder — Igor von Jakimow</i>	188

8. KAPITEL · · · · ·	217
<i>Ernst Kreuder und der »Animalismus« — Der »Weise aus Heppenheim«: Martin Buber — Der Tod der Mutter — Paul und Edith Geheeb — Die »Ecole d'Humanité«</i>	
9. KAPITEL · · · · ·	238
<i>Frankfurt am Main — Werkstudent und Bürgerkinder — »Kongreß gegen Imperialismus und koloniale Unterdrückung«: Karl August Wittfogel — Das »Café Marx« — Universität und Professoren: Martin Sommerfeld, Hans Naumann, Franz Schultz, Hendrik de Man, Paul Tillich, Max Horkheimer, Karl Mannheim</i>	
10. KAPITEL · · · · ·	274
<i>Die Frankfurter Zeitung — Heinrich Simon — Siegfried Kracauer — Journalismus und Literatur — Feuilleton und Bestseller — Juden und Deutschland</i>	
11. KAPITEL · · · · ·	302
<i>Fritz von Unruh — Joseph Roth — Mein erster Roman: »Die Mietskaserne« — Ein Pseudonym: nomen est omen — Portät eines Verlegers: Eugen Claassen</i>	
12. KAPITEL · · · · ·	328
<i>Schriftsteller und Doktorand — Die Universität als Wartesaal — Der Sog der Politik: latenter und unterlassener Bürgerkrieg — Hitler ante portas — Die Flucht</i>	
PERSONENREGISTER · · · · ·	347